

### Mein Freund, der Räuber.

Schon vor Jahren fand ich in den hinterlassenen Papieren eines überseitsigen Freundes in kurzen Notizen das nachstehende von ihm selbst erlebte Abenteuer bezeichnet und ich glaube nicht sehr zu gehen in der Vermuthung, daß mein braver alter Jugendgenosse den Stoff dieses eigenartigen Erlebnis meines Freunds zur Ausarbeitung zugeordnet hatte. Seinem Andenken sei nun die Skizze, die ich mit nur geringen Ausschmückerungen zusammengestellt wiederhergebe, in dankbarem Einklang getrieben.

Ich lasse ihn erzählen. Da, wo die Gebirgskette der Cordilleren sich dem stillen Ozean entgegenstreckt, zieht sich am Fuße des gewaltigen Höhenrückens, eine große unwirtbare Landstrecke hin, die „Einöde von Lomajagua“ genannt. Tagelang kann der Reisende diese traurige, wüste Gegend durchwandern, ehe er alle willkommenen Rastorte eine aus Bambusgeflecht erbaute Hacienda findet, welche von einer alten Frau bewohnt wird und oft wochenlang einsam und verlassen daliegt. In dieser Hütte wird dem Müden ein Nachtlager bereit und die Möglichkeit gegeben, den erschöpften Mundvorrath mit getrocknetem Ziegenfleisch, Brot und verschibenen Getränken wieder zu ergäßen.

In dieser Hacienda lebte ich eines Tages im Jahre 1868 nach einem überaus heißen und beschwerlichen Marsche ein und forderte Obdach und Nahrung für mich, mein Reitpferd, zwei Maultiere, zwei „Arrieros“ (Maultierfahrer) und zwei Diener. Mein Reizegel war Lima, wo ich 250,000 Pies. brasilianischer Goldbarren in Silbergeld umsetzen wollte. Diese Schatz befand sich in zwei Fellsäcken, die ich eigens zu diesem Zwecke hatte anfertigen lassen und in denen je ein kleiner stählerner Kasten verborgen war, in welchen ich das Geld untergebracht hatte. Kleidungsstücke und alle möglichen anderen Sachen hatte ich darauf und darunter gepackt, sodaß die Kisten vollständig versteckt waren und Niemand ahnen konnte, welchen ungeheuren Werth die unscheinbaren Taschen in sich bargen.

In der Hacienda fand ich schon einen Reisenden vor, einen Mann von ungefahr fünfundsiebzig Jahren von krafftvollem Körperbau und energischen Zügen, die gleichwohl einen etwas erschöpften Ausdruck trugen. Ich bestellte mir Essen und freetzte mich dann auf ein Schlüsseln aus, wie auch ihm eins als Ruheplatz diente.

Nach gegenseitiger kurzer Begrüßung kamen wir bald in eine Unterhaltung hinein, denn in jenen Gegenden und unter den Verhältnissen, in denen man sich trifft, knüpft sich eine Bekanntschaft leichter, als man's sonst im Bereiche der Civilisation gewohnt ist. Er fragte mich, woher ich käme und wohin ich ginge, und ich erwiderte ihm, daß ich aus Monobombo sei und nach Lima wolle.

„Ihr seid wohl ein Kaufmann und habt in Lima Geschäfte?“

„Kaufmann? Gewissermaßen ja, aber vorerst nur ein ganz bescheidener Geschäfter. Ich verbringe in Monobombo zu wenig und möchte mir in Lima eine bessere Stellung suchen.“

„Das Leben in Lima ist aber sehr theuer; habt Ihr Geld genug zur Reise?“

„Etwas Erspartes, ja; aber hoffentlich genug, um bis Lima zu kommen und mich dort für eine Woche ungefahr zu erhalten.“

„Na, dann habt Ihr nicht zu viel und merdet lernen müssen, Euch einzurichten.“

In diesem Augenblick trat einer meiner Arrieros ein und sagte auffallend laut: „Senor, ich muß Euch bitten, daß eine Maultier zu untersuchen, es scheint eine Verletzung am Fuß zu haben, und ich weiß nicht, ob es den Marsch wird fortsetzen können.“

„Ich folge dem Mann nach der Thüre, nach dem Schuppen, in dem die Thiere untergebracht sind und der sich ungefahr fünfzig bis sechzig Schritte vom Hause und angesichts desselben befindet. Der Treiber zeigt mir so recht auffällig den Fuß des Thieres, flüstert mir dabei aber hastig und ängstlich zu: „Es ist nichts, Senor; aber wißt Ihr, mit wem Ihr dort in der Hacienda gesprochen habt?“

„Nein.“

„Nun, mit dem berühmtesten Räuber, Don Jose Carbajal, — wenn wir jetzt unseren Weg fortsetzen, sind wir gewiß alle verloren!“

„Ich fühle, wie ich erbläue. Aber mein Gesicht war so sonnenverbraunt und noch dazu vom Staub und Schmutz der Reise so geschwärzt, daß ich hoffen konnte, mein Erschrecken sei vom Hause aus unbemerkt geblieben; ich that also, als unterfuchte ich den Fuß des Thieres ganz genau, und machte dann, meine innere Aufregung so gut wie möglich bemeisternd, in die Hacienda zurück, wo mittlerweile für mich und Don Jose das bescheidene Mahl aufgetragen worden war. Wir plauderten während des Essens von diesem und jenem, und es gelang mir, meinem unheimlichen Gesellschafter gegenüber ganz unbefangen zu bleiben. Als dann die Frau kam, um das Geschirr abzuräumen, und ich meine Börse zog, um für mich und meine Leute zu bezahlen, hielt Don Jose plötzlich meine Hand zurück mit den Worten: „Ich bezahle alles!“

„Erkannt seht ich ihn an, widerstehe mich natürlich seiner Absicht, er besteht aber darauf, wird fast zornig und sagt, daß er meine Weigerung als Beleidigung auffassen würde. „Denn“, meint er spöttisch und mittelbig zugleich, „Ihr habt ja kaum Geld genug, um Eure Reise zu vollenden, und werdet doch schon bald genug in Lima Hungers sterben.“ — Kurz also, ich sehe mich gezwungen, seine Großmuth dankend anzunehmen.

Eine Weile plaudern wir noch zusammen, und dann gehe ich, unter dem Vorwande, nochmals nach den Maultieren zu sehen, hinaus und besichte meinen Leuten, sich um Mitternacht zum Aufbruche zu rüsten. In's Zimmer zurückgekehrt, sage ich harmlos und ruhig zu Don Jose, daß mein Thier ganz gut imstande sei, den Weg fortzusetzen, und daß ich also bei Tagesanbruch aufbrechen wolle. Der Mann glaubt es mir, — ich sehe es ihm an, — dann wünschen wir uns gute Nacht und glückliche Reise, und ich ziehe mich in den mir angewiesenen Raum zurück.

Während um Mitternacht bin ich wieder draußen, alle Vorbereitungen gehen rasch und geräuschlos vonstatten und ich mache mich mit meinen Leuten auf den Weg, in Gedanken noch lange mit der eben gemachten Bekanntschaft beschäftiget.

Unsere Reise bis Lima verlief dann ohne Störung, ohne jedes Abenteuer. Ich atmete erleichtert auf, als ich dort mein Geld in Sicherheit wußte, blieb noch fünf bis sechs Wochen in Lima und hatte beim Eintausch des Goldes gegen Silbergeld noch 25,000 Francs gewonnen, mußte nun also 275,000 Francs nach Monobombo zurückschicken. Statt zweier Maultiere nahm ich jetzt deren acht, bekam von der Regierung noch eine Escorte von zwölf Soldaten und begab mich, so ausgerüstet, wieder auf den Weg durch die bekannte Einöde, den Abend entgegen. Diese bilden hier fünf parallel laufende Gebirgsrücken und machen die Reise sehr lang und beschwerlich durch das beständige Bergauf und Bergab, sodaß Menschen und Thiere nicht selten den Anstrengungen erliegen oder von einer stumpfen, muthlosen Gleichgültigkeit und Apathie befallen werden.

Eines Tages bemerkte ich in einiger Entfernung auf der Höhe, der wir entgegenzogen, einen Haufen Leute, deren ungefahr in einem Abstand von hundert Schritt, zwei Reiter vorausritten. Durch mein Fernglas erkannte ich, daß es Gendarmen und Offiziere waren, und als wir einander näher gekommen waren und Gruß und Gegendarrsch tauschten, fand ich in dem einen Offizier einen früheren Bekannten, und fragte ihn, was ihn denn nebst seiner Begleitung hierherführte.

„Oh! erwiderte er, wir führen einen Schatz mit uns!“

„Wirklich?“

„Ja, wohl, den berühmtesten Räuber Don Jose, der schon seit 1 1/3 Jahren gesucht und verfolgt und gesucht wird und der nun endlich in unsere Hände gefallen ist. Durch den Verrath eines seiner Gefellen haben wir den Aufenthaltsort des Räuberhauptmanns erfahren und das Haus, in dem er sich verbirgt, umzingelt; der Uebermacht hat er sich endlich ergeben muß, und jetzt führen wir ihn nach Trucillo, wo er verurteilt werden soll.“

„Wird man ihn denn erschließen?“

„Selbstverständlich! Und für die vielen Schandtaten, die er mit seiner 300 Mann starken Räuberbande verübte, hat er doch wahrlich den Tod zehnfach verdient!“

Ich heuchelte Neugier, den großen Räuber kennen zu lernen, und bat um die Erlaubniß, ein paar Worte mit ihm reden zu dürfen. Sofort wurde mir dieselbe gegeben, die Gendarmen traten von dem Gefangenen fort, und ich sah mich meinem Bekannten aus der Hacienda gegenüber! Aber wie sah der stolze Räuber aus! Die Hände auf dem Rücken gebunden, war er auf das Pferd festgebunden — wir und zerkauft hing ihm das Haar um den Kopf, den er tief auf die Brust geneigt hatte — Blut und Schmutz kleben an seiner Kleidung, zerrissen hing ihm sein „Pancho“ (der grobe peruanische Mantel, aus einem vierseitigen Stück Stoff gefertigt und mit einer Öffnung in der Mitte, um ihn über den Kopf zu ziehen) über die Schultern herab — ein trauriger Anblick! Er erhob das dunkle Auge nicht eher, als bis ich ihn anredete. „Aber, Don Jose! Wie find ich Euch wieder?“ Da traf mich voll sein düsterer Blick; wilder Trost und schmerzliches Erheben lag darin, und mit höhnischem Aufschauen sagte er: „Aha! da ist ja der stellaslose Handlungsreisende, der arme Teufel! Haha! Ihr habt mich belogen, Freund! Einige Tage nach der Begegnung mit Euch erfuh ich, daß dieser arme Kerl ein Vermögen bei sich führte!“

„Es ist wahr, Don Jose“, erwiderte ich ihm, „ich belog Euch! Aber ich that, was jeder an meiner Stelle gethan haben würde. Vergesst die Unwahrheit, zu der ich mich gezwungen glaubte, und nehmt jetzt nochmals meinen Dank für Eure Großmuth, die Ihr neulich einem Bedürftigen zu erweisen meint und die ich Euch nie vergessen werde. Kann ich Euch denn nicht jetzt in Eurer Lage, die eigentlich alle Hilfe ausschließt, mit irgend etwas nützlich sein?“

„Ach ja!“ antwortete er in ganz veränderter weicherem Tone, „gebt mir etwas Branntwein auf den Weg mit, ich bin zum Tode erschöpft!“

„Rasch suchte ich aus meinen Borrä-

then eine Flasche Cognac hervor, weiße Brode und etwas Ziegenfleisch. Von dem Cognac trank er hastig, dann übergab ich alles den Offizieren und trat unbemerkt noch einmal dicht an Don Jose heran. Es gelang mir, ohne daß Jemand es bemerkte, ihm in die Innenfalten seines Mantels drei Unzen Gold (ungefahr 250 Francs) zu schieben und ihm leise, indem ich ihm die Summe nannte, zuzusüßeln: „Möchte Euch dies Geld Eure Gefan-

genhaft etwas erleichtern und sich alles zum Guten für Euch wenden! Ich hoffe, man wird Euch nicht erschließen!“

„Erschließen? Mich? Bah! Habt keine Angst! Erschließen wird man mich nicht!“

„Ich möchte wohl etwas ungläubig aussehen bei dieser Behauptung seinerseits, denn er fügte hinzu: „Verlaßt Euch nur auf mich! Nächstens müssen die Wahlen stattfinden, und da weiß man schon, daß man mich nöthig hat; man wird mich auch schon laufen lassen und — er hielt inne, denn der Offizier näherte sich und gab Befehl zum Weiterreiten; rasch bange sich der wilde Mann vom Pferde zu mir herab, so weit er konnte, und sagte in weichem, gepreßtem Tone zu mir: „Was Ihr heute an mir gethan, Senor, das macht mich zu Eurem Schuldner; für alle Zeiten mögt Ihr auf mich zählen, und ich hoffe, es kommt einst noch der Tag, an dem ich Euch meine Dankbarkeit beweisen können.“

Diese Worte waren von einem Blicke begleitet, der mir zu Herzen ging, und wahrlich, ich läuschte mich nicht, große Thränen rannen dem gefesselten Räuber in den dunklen Bart.

Im folgenden Jahre unternahm ich unter denselben Verhältnissen und zu demselben Zwecke dieselbe Reise und machte diesmal Raft in einer Gegend, die früher durch Joses Bande arg heimgesucht worden war und noch immer für gefährlich und unsicher galt. Bei dem Wirthe des kleinen Hauses, in dem ich übernachtete, erlaubte ich mich nach dem Schicksal des gesuchten Räubers, in der Vermuthung, daß derselbe damals erschossen worden sei.

„Erschossen? Der?“ antwortete der Mann lachend, „ja, wohl! entwich ist er ihm zum Tode verurtheilt, doch, ihm unter der Hand zur Flucht verholfen. Freilich bekam er ja auch einen besonderen Lohn dafür!“

„Wieso?“

„Nun, Don Jose hat ihm versprochen, ihn zum obersten Richter zu machen; er hat aber noch mehr gethan, er ist durch ihn Senator geworden!“

„Unmöglich!“

„Und dennoch! Die Wahlen zur Besetzung dieser Stellen standen bevor: da hat denn der freigewordene Don Jose mit seinen Leuten die Gegend durchzogen und Drohungen an die Häuser des Bürgermeisters und anderer obrigkeitlicher Behörden angeschlagen lassen, nach welchen überall gefengt und geflündert werden sollte, wenn der Betreffende nicht zum Senator gewählt würde. Und der Böhewicht hat seinen Zweck vollständig erreicht!“

Welche seltsamen, schier unalastischen Dinge erfährt ich da! Ein Räuber hatte seinen Richter zum Senator gemacht! Ein Mann des Verbrechens hatte die Wahlen beeinflusst und bestimmt! Wo Goit, ein merkwürdiges Land, wo so etwas geschehen dürfte! Da hätte ja am Ende Don Jose selbst sich zu einer Richterstellung erheben können, ohne daß ihm etwas in den Weg angeht worden wäre!

Bei diesen Betrachtungen war das Bild des wilden Räuberführers wieder lebendig vor meine Seele getreten — und ich sollte noch mehr an ihn erinnern werden! Denn als ich am Abend mich gerade zur Ruhe legen wollte, wurde ich durch ein heftiges und wiederholtes Klopfen an der Hausthür erschreckt, und gleich darauf stürzte der Wirth, leichenbleich und zitternd, zu mir herein und beschwor mich leise und flehentlich, keinen Ton von mir zu geben und das Licht zu löschen, was auch er gethan hatte. „Don Jose“ — flüsterte er lebend.

Ein Weilschen verhielt mir uns mühsam still, als aber das Klopfen sich noch stärker wiederholte, beredete ich den aufgereagten Wirth, doch wenigstens aus dem Fenster zu sehen. Er that es und kam eiligst zurück mit den Worten: es sehe ein großer Mann, mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht, vor dem Hause und halte ein Pferd am Zügel, ein schönes Pferd, wie er beim Mondlicht gesehen habe.

„Nun“, sagte ich, „so fragt ihn doch nach seinem Begehrt! Der Mann ärgerte noch immer, die Thüre zu öffnen, aus Furcht, eine Kugel vor den Kopf zu bekommen, schließlich aber schrie er sich doch ein Herz, und ich hörte drinnen jemand fragen: „Ist heute Abend ein europäischer Reisender, Don Estebano, bei Euch einackehrt?“

Mein Name! Was bedeutete das? Mir wollte etwas von mir? Der Gedanke an Don Jose's Räuberbande fuhr mir durch den Kopf — war mein Leben bedroht? Rasch entschlossen riß ich eine meiner geladenen Pistolen zu mir, behalte eine andere, den Finger auf den Hahn gelegt, in der Hand und öffnete die Thüre, dem Wirth zuzuführen, er solle in der Nähe bleiben. Im Mondschnein steht nun vor mir ein großer, kräftig gebauter Neger, keine schwarze Maske, hält sein Pferd am Zügel und tritt mit einer gewissen vornehmen Ruhe auf mich zu: „Seid Ihr Don Estebano, Senor?“ „Ich bin's.“ „So habt die Güte, Senor, mir ein paar Schritte weit zu folgen, ich habe Euch eine Mittheilung zu machen.“ Sollte ich's thun? Drohte mir Ge-

fahr? Ich ärgerte mich einige Augenblicke, dann aber — der Ton des Unbekannten stieß mir selbstamerweise Vertrauen ein — folgte ich ihm, den Finger immer auf dem Hahn meiner Pistole und vorwärts nach allen Seiten umhersehend, in den Schatten eines Mauervorhangs.

„Senor“, sagte ich der Neger in langsam deutlichem Tone, „Don Jose sendet mich zu Euch. Er hat erfahren, daß Ihr durch diese Gegend reiset, und mich beauftragt, Euch bis nach L. (einem kleinen, mehrere Meilen entfernten Orte) zu geleiten, damit Euch nichts Unangenehmes begegne.“ Ich stützte. „Woher weiß denn Don Jose daß ich hier bin und nach L. will? Ich habe doch mit Niemand über den Weg, den ich einschlagen will, gesprochen.“ „Oh! er weiß schon seit zwei Tagen, wo Ihr Euch befindet, und seit ebenso langer Zeit bin ich unterwegs, um Euch nachzureiten. Jetzt seht ich Euch jenseitig zu Befehl, wenn Ihr aufbrechen wollt.“

Fürwahr ein seltsames Abenteuer! Don Jose's Worte bei unserem letzten Zusammentreffen fielen mir wieder ein — sollte ich, durfte ich seinem Abgesandten trauen? Es erschien mir tollkühn, und doch — war ich nicht auf alle Fälle in seine Hand gegeben? Konnte ich andererseits mich nicht bis zum äußersten verteidigen? Ich umspannte die Pistole fester, überwand mein Zögern und erwiderte dem Neger, der in ehrerbietiger Haltung vor mir stand: „Gut, ich nehme Don Jose's Anerbieten an — brechen wir mit Sonnenaufgang auf!“

„Senor“, warf der Schwarze ein, „meine Zeit ist knapp bemessen und eine Tagereise bei der Hitze beschwerlich, wie Ihr wißt.“

„Wohlan denn, sofort!“ Auf die kurzen, von mir erteilten Befehle richtete sich nun unser Zug augenblicklich zum Aufbruch, und mit ängstlichem Staunen sah der Wirth mich an, als ich ihm Lebensloß sagte. Ich ritt meinen Leuten voran, mir zur Seite der Neger auf seinem herrlichen Pferde. Das klare Licht des Vollmonds beleuchtete die malerische, wilde Gegend, und die uns umgebende Stille unterbrach nur der Hufschlag der Pferde über den Boden zu Fuß der unheimliche Geheul nächtlicher Raubthiere, das aus fernem Schluchten zu uns herdrang. Hin und wieder sprangen, gleich Riesenspießeln, Felsen in unseren Weg, und meine Phantastie bebilderte die Schatten und Schlupfwinkel hinter denselben mit ganzen Räuberbanden, die sich hätten auf uns stürzen können. Aber unbehelligt und schweigend setzte sich unser Ritt fort, mehrere Stunden lang und immer durch dieselbe grogartige Natur, deren Stille und Frieden aber dennoch meine durch die Situation erregten Nerven in fortwährender Spannung erhielt.

Jetzt bogen wir in einen Hohlweg ein. Da plötzlich — es durchfuhr mich ein jäher Schreck — ertönte ein schriller Pfiff in dem Schweigen der Nacht. Und noch einer, wieder einer über uns auf dem Vorsprunge des Hohlweges, hinter uns, vor uns! — Das waren verabredete Zeichen! Mein Herzschlag stockt — ich sehe den Neger an. Der reitet ruhig neben mir. Aber jetzt — jetzt geht er eine Pfeife an die Lippen — ein gleich schriller Ton — „Was bedeutet das?“ schrie ich ihn an und packe ihn am Arm. „Keine Furcht, Senor, Euch geschieht nichts! Don Jose's Leute, die hier herum lagern, fragen durch diese Signale, ob ich es sei und ob ich den bezeugten Reisenden bei mir habe. Ich habe ihnen geantwortet. Don Jose's Befehle werden genau befolgt, denn Ihr seht, es bleibt alles ruhig!“

Eine Centnerlast fiel mir vom Herzen, und mit warmem Danke gedachte ich meines fürsorgenden Räuber-Wärters. In Kurzem hatten wir unser Ziel erreicht, und mit aufrichtigem Dankeswortes verabschiedete ich mich von meinem schwarzen Führer, der nicht zu bewegen war, eine kleine Belohnung von mir anzunehmen.

Meinen wilden Freund Don Jose sah ich niemals wieder. Seine Erfolge in der rauhen Laubhaft hatten ihn zu vermögen gemacht. Bei einem Flüchtigglück aus dem Gefängniß in Trucillo fand er in den reichenden Fluthen des Maratano seinen Tod.

**Berliner und Dresdener.** Ein Berliner und ein Dresdener saßen einmal in einem Eisenbahnabteil zusammen. Der schaltheft Berliner verpirkte Luft, den Sachsen zu ärgern. „Hören Sie mal, mein Lieber“, fragte der Sprechener, „wissen Sie, wodurch sich ein Esel und ein Schaf unterscheiden?“ Der Dresdener fand des Wirths's Lösung nicht. „Dann will ich es Ihnen sagen“, meinte der Berliner, „der Esel sagt „a h“ und der Schaf „e i a!“ Grollend zog sich der Getränke in eine der Ecken zurück und sann auf Rache. Nach einer Weile begann er: „Hören Sie, Ueßer, worin gleichen sich ein Berliner und ein Waditteinig?“ Der pfiffige Berliner sann lange nach. — „Nun, dann will ich es Ihnen sagen“, triumphierte der Schaf, „beide sind e u m p f h h n e t!“

**Ein guter Kerl.** „Kennt, mein Freund man heute nichts mehr vertrauen; da haben Sie kein Krügl, ich trink' halt für ihn weiter!“

### Eine fürchterliche Minute.

Humoristische Skizze von Heinrich Frey.

Mühsam schritt Klaus Störtebeker die staubige Landstraße entlang, auf der die breite Gluth der Mittagsonne lagerte. Kein Lüftchen regte sich, den müden Wanderer zu erfrischen, dessen Augen sehnsüchtig nach einem schattigen Plätzchen ausschauten.

Aber die lafzte Niederung, die er durchzog, starrte baum- und strauchlos zum heiteren Himmel empor. „Ein nettes Sonntagsvergüßen“, dachte Klaus Störtebeker, „so im Sonnenbrande umherstapfen zu müssen.“ In'stinktiv griff er nach der Flasche, die er in der seitlichen Tasche seines säbigen Rockes geborgen hatte. Sie war leer — ganz leer. Prüfend hielt er sie gegen das heiße Sonnenlicht. Kein Tropfen war in dem Glase zu erblicken. Seufzend ließ er sie wieder in ihrem Versteck verschwinden und muthlos blickte er die Straße entlang. Eine Kammerschleife zeichnete sich scharf in seine linke Wange ein — er stöhnte leise.

Nicht Wochen lang zog er nun schon von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ohne Arbeit zu finden. Die und da behielt man ihn wohl einige Tage, aber dann hieß er achselzuckend: „Tut mir leid — schlechte Zeiten — kein Geld — keine Arbeit!“ Erbarmungslos brannte die Sonne. Sie tödtete mit ihrer Gluth die Furcht in ihrer Entwidlung, und thatenlos stand der Bauer dabei.

Jetzt zog Klaus schon mehrere Tage stumpfsinnig seinen Weg. Kein Geld imbeutel, kein Stück Brod in der Tasche. Es war zum Verzweifeln. Und muthlos wollte er sich im glühenden Sonnenbrande in den nahen Esträngen werfen, um sein Glend zu verträumen und zu vergessen, als die in der Ferne auftauchende Spitze eines rothen Kirchturmes seine schwindenden Kräfte wieder neu belebte. „Ein Dorf, ein Dorf, Gott sei Dank!“ entfuhr es ihm in überquellender Dankbarkeit. Vielleicht fand sich dort Beschäftigung für ihn. Er war ja mit jeder Arbeit zufrieden, wenn sie ihm nur ein schmerzliches Dach bot für die Nacht und Speise und Trank. Die Hoffnung besüßelte seinen Schritt, und kaum eine Viertelstunde später fühlte er das holperige Pflaster der Dorfstraße unter seinen Füßen.

Er hatte sich zu früh gestreut. Auch hier bedurfte man seiner nicht. Muthlos war er am letzten Hause der Dorfstraße — dem Kretscham — angekommen, nachdem er ohne Erfolg die verschiedenen Häuser „abgeklappert“ hatte. Ein Stück Brod und einen Trunk Wasser hatte man ihm wohl gern gewährt — aber Arbeit hatte man für ihn nicht.

Ein großer grüner Wagen, wie ihn Ganklerbanden zu ihrer Fahrt benutzten und der einem wandernden Hause nicht unähnlich sieht, war seitwärts aufgefahren. Drei, vier kleinere Gesichter gruppirtten sich um ihn herum, und auf dem Wiesenplan waren mehrere malerische Gestalten damit beschäftigt, ein Zelt aufzuschlagen. „Große Menagerie von Signor Burbini!“ verläudete ein Riesenschild in bunten Lettern.

Klaus Störtebeker trat näher. Vielleicht gab es hier für ihn ein Unterkommen. Ein schimpfender Mann in hohen Reithosen — die lange Peitsche in der Hand — trat zornigerötheten Angesichts aus dem Innern der Wagenburg. Sein herrisches Gebahren ließ ihn schwer den Führer der Truppe erathen. Ingrimig ballte er die linke Hand zu einer Faust und ließ die Peitsche klatschend durch die Luft fahren.

Die beim Zeltbau beschäftigten Arbeiter vermieden es, in seine Nähe zu kommen. „Ach was“, überlegte Klaus, „er wird mich nicht gleich freffen!“ und entschlossen trat er auf den erbosten zu. „Arbeit?“ schrie ihn dieser gleich nach den ersten Worten an. „Ja, brauch' Niemanden, oder“, fügte er einlenkend hinzu, „können Sie brüllen?“

„Brüllen, freilich — brüllen! Wie ein Löwe brüllt!“

„Herr“, meinte Klaus, „ich hab's noch nicht versucht — aber ich glaube, es würde schon gehen.“

„Na, dann kommen Sie mal mit!“ forderte ihn der Direktor mit einem Seitenblick auf die herumlungerten Dorfflungen auf. Und neugierig folgte ihm Klaus hinter der Wagenburg.

„Wenn Sie brüllen können, dann ist Alles gut“, nahm hierr Signo Burbini das Wort, „dann können Sie bei mir bleiben. Mir ist nämlich gestern mein Löwe mit der Schlangenhängigerin durchgegangen.“

„Ihr Löwe!“

ist's mit dem Brüllen? Brüllen Sie 'mal!“

Und Klaus Störtebeker brüllte, daß selbst die ledernen Dorfflungen, die an den Zellwänden umherstiegen, entsezt zurückfahren.

Wenige Minuten später stolzte Klaus Störtebeker in der Löwenhaut in seinem Käfig auf und nieder. In aller Eile war er in das Fell des Herrschers der Wüste geschlüpft und in sein vergittertes Reich hineinbuglirt worden, da einige müßige Bauern sich bereits zur Beschäftigung der Menagerie eingezunden hatten.

Klaus spielte seine Rolle vortrefflich. Wild rüttelte er an den eisernen Stäben, die ihn von den Zuschauern trennten, daß diese erschreckt zurückbeben. Dazu ließ er seine mächtige Stimme in martererschütternden Brülllauten ertönen.

Die Bauern waren weiter gegangen zu den anderen Käfigen, wo Schlangen und Schildkröten an der Erde trockten. Nur ein paar Kinder staunten noch den Löwen an. Majestätisch schritt dieser in dem engen Gefängniß umher — und machte dann einen wilden Sch nach dem Gitter, um die davor stehenden Knaben zu erschrecken.

Der Käfig erzitterte in seinen Füßen und der Gewalt des Sprunges. Und — mit Donnergerölle fiel die Holzwand, die den Löwenkäfig an einer Seite begrenzte, zusammen.

Klaus Störtebeker schrie entsezt auf. Ein Tiger ging dort grossenden Lones auf und nieder.

„Hilfe! Hilfe!“ brüllte jetzt der falsche Löwe, der von Schreden erschrocken wurde — nun da er sich der grünen Tigertage gegenüber sah. „Hilfe!“ schrie er aus Leibkräften und verzweiflungsvoll klammerte er sich an die eisernen Stäbe. Sein Ausweg bot sich für ihn — und der Direktor war weit. Auch die Knaben waren erschreckt gestoben. Und näher schritt der buntgefleckte Königstiger auf ihn zu — und trat in den Käfig des zitternden „Löwen“.

Klaus schloß die Augen — er glaubte sein letztes Stündlein gekommen — da tönten aus dem Rachen des Tigers die Worte an sein Ohr: „Du Schafschopf — Du Dummer — schrei doch nicht so — ich bin ja auch nicht echt!“

### Zum Kapitel Seetränkheit.

Ein Mitarbeiter schreibt der Frankfurter Zeitung: Angesichts der noch immer erfolglosen Bemühungen, den Schreden der Seetränkheit mit irgend einem Mittel beizukommen, dürfte die nachstehende Mittheilung von einigem Interesse sein. Vor Jahr und Tag las ich einmal, vor der Seetränkheit ließe bewahrt, wer folgende Athem - Zeichn nicht beobachtet: Wenn das Schiff auf der bewegten See plötzlich unter einem wegzusinken scheint, d. h. die bewußte Senkung macht, bei der einem der Wagen zum Halte herauswill, dann tief ausathmen, gemäß der Bewegung des Schiffes. Im Augenblick, wo das Schiff wieder in die Höhe steigt, soll man tief einathmen, genau entsprechend der Dauer der aufsteigenden Bewegung des Schiffes. Ich habe das bald danach, auf einer ungewöhnlich stürmischen Fahrt über den Kanal, ausprobiert und bin, obwohl alles an Bord seefrant war, völlig verfehlt geblieben. Dieser Tage habe ich einem meiner Freunde zur Fahrt nach England dasselbe Mittel empfohlen. Er schreibt mir nun: „Ich bin der Anweisung gefolgt, und obwohl es eine so rauhe See war, daß man die Stühle auf Deck festbinden mußte, damit die Leute nicht über Deck gewaschen wurden, fühlte ich nicht das Mindeste von Seetränkheit.“ Dabei ist der Mann einer von denen, die äußerst leicht seefrant werden. Vielleicht probirt einer der Leser das Mittel einmal. Wer in dieser Jahreszeit eine Seefahrt macht, kann sehr leicht in die Lage kommen, es anzunehmen.

### Ein satirischer Grabstein.

Ein origineller Grabstein befindet sich auf dem Friedhof zu Bingen am Rhein. Nach der stark verwitterten Inschrift auf der Rückseite des Steines wurde er von dem „Stadttrat und Baumeister“ Wendel Drahlingsen seiner am 3. März 1826 verstorbenen „geliebten Gattin“ Regina Drahlingsen gesetzt. Die Vorderseite zeigt folgenden, auf den ersten Blick sehr harmlos erscheinenden Vers:

Wohl auch die stille Häuslichkeit ist eines Denkmals werth, Ihr sei es hier von mir geweiht. Und wer die Tugend ehrt Auch in dem einfachen Gemach, Mir, meinem Schmerz ist er verwandt.“

Bei näherem Zusehen erweist sich die Inschrift als ein boshaften Affrosion. Liest man die Anfangsworte der einzelnen Zeilen von oben nach unten, so ergibt sich der Satz: „Wohl ist ihr und auch mir“, ein Schlußsatz, der hinsichtlich der ethischen Verhältnisse des weiland Herrn „Stadttrath und Baumeister“ und seiner „geliebten“ Gattin tief bliden läßt.

Gemüthlich.

Gast (eine Spinne in der Suppe findend): „Manu, was soll denn das bedeuten?“

Wirth: „Glück! Spinnen bedeuten doch Glück!“